

Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Bohnemann rückte seine Brille zurecht, räusperte sich, las und las wieder, machte ein recht einfältiges Gesicht und sagte: „Na, ich gratulire zum Verkaufe ihres Patents, Herr Möhring! Zum Teufel — wie haben Sie denn das nur angestellt?“

„Da war weiter nichts anzustellen, Herr Bohnemann, die Sache nahm ganz von selbst ihren Verlauf,“ entgegnete Möhring dem Drucker.

Dieser hatte nun seine Fassung wiedergefunden. „Das ist ja Alles sehr schön, Herr Möhring, nur weiß ich nicht, warum Sie mir eigentlich die Ehre schenken? Doch nicht nur deswegen, um mir sozusagen eine Nase zu drehen?“

„Nein, Herr Bohnemann, deshalb bin ich nicht gekommen. Ich bin zu ernst, um Schadenfreude zu empfinden, obgleich Sie mir wirklich sehr übel mitgespielt haben. Aber es soll vergessen sein, denn den Schaden haben Sie ja doch.“

„Wie so den Schaden?“ stotterte der Drucker bestürzt. „Wie meinen Sie das?“

„Nun, hätten Sie mir damals die paar tausend Mark vorgestreckt — mit vier- bis fünftausend Mark hätte sich ja zur Noth die Sache machen lassen — so wären Sie jetzt Mitinhaber des Patentes, und die Hälfte der Verkaufssumme mindestens gehörte Ihnen. Sie sehen, das wäre ein Geschäft gewesen, wie Sie noch keines gemacht haben.“

„Donnerwetter!“ sagte Bohnemann und verstummte. Was Möhring sagte, war richtig, es war nichts dagegen einzuwenden.

„Na ja,“ gab er kleinlaut zu, „da habe ich wirklich eine Dummheit gemacht. Aber wer hätte das gedacht? Ich hätte ebenso gut glauben können, daß der Kaiser von China mich zum Chef seiner Staatsdruckerei machte! Nun, und Sie sind deshalb gekommen, um mir zu sagen, daß ich ein Esel war?“

„Ich bin,“ versetzte Möhring, „wirklich nicht zum Scherzen aufgelegt, auch nicht zu billigen Triumphen. Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen — ich komme sogar recht zaghaft, recht bange.“

„Ei, was könnten Sie denn von mir wollen?“ meinte Bohnemann und machte wieder ein recht einfältiges Gesicht.

„Errathen Sie denn gar nicht, Herr Bohnemann?“ Möhring's Stimme war wirklich zu einem bittenden Tone herabgesunken. Offenbar wünschte er, daß der Andere ihm etwas behilflich sei.

„Ach Gott! Sie sind doch jetzt ein großer Herr geworden,“ meinte der Drucker, „was könnte ich Ihnen wohl gewähren?“

„Mein Lebensglück!“ sagte Möhring leise.

„Ihr Lebensglück?“ rief Bohnemann, plötzlich auf die Spur kommend. „Herrje — meine Tille! Ja, ja, die hat Ihnen gefallen, das haben wir schon gemerkt. Also wegen der Tille kommen Sie?“

„Ja, Herr Bohnemann, würden Sie mir wohl gestatten, mich um die Hand Ihrer Tochter Ottilie zu bewerben?“

„Nun, ich hätte nichts dagegen. Jetzt liegt die Sache natürlich anders. Damals — wie Sie Maschinenmeister waren — war es, mit Verlaub zu sagen, eine Keckheit von Ihnen, wenn Sie das Mädchen mit verliebten Augen ansahen. Aber jetzt hätte ich wirklich nichts einzuwenden, denn Sie



Rubens' Standbild in Antwerpen. (S. 355)

haben ja nun ein vorzügliches Geschäft. Wenn's nur die Erfindung wäre, das wäre mir immer noch nicht recht geheuer, aber in der Maschinenfabrik, da haben Sie festen Boden unter den Füßen."

„Glauben Sie," frug Möhring, „daß Ihre Tochter geneigt sein könnte, mich zu erhören?"

„Ich denke zwar," versetzte der Vater, „daß ihr irgend Jemand im Kopfe steckt, denn das Mädchen ist seit einiger Zeit sehr verändert; aber etwas Ernstes wird's wohl nicht sein. Sie getraut sich nicht mit der Sprache heraus. Ich denke also, Herr Möhring, die Sache könnte sich machen."

Möhring lächelte. „Sehen Sie, Herr Bohnemann," meinte er, „auf diese Weise käme das Geld, welches Ihnen durch die Finger geglitten ist, doch wieder in die Familie zurück. Es wäre eine schöne Fügung!"

Bohnemann hatte seine Befangenheit überwunden, da der ehemalige Maschinenmeister wieder als Bittender vor ihm stand. Er stieß ihn jetzt gemüthlich in die Seite. „Da haben Sie Recht, Möhring, das wäre 'ne schöne Sache!" meinte er.

Bohnemann versprach nun zunächst, seine Frau in's Vertrauen zu ziehen; dann lud er Möhring zum nächsten Sonntag zu Tische ein, was dieser dankbar annahm.

Sie trennten sich im besten Einvernehmen.

Als Möhring das Komptoir verließ, war ihm, als berührten seine Füße kaum den Boden. Er stieg empor und immer empor. Es konnte ihm keine Schwierigkeit mehr machen, eine Stufe um die andere zu erklimmen. Freilich, noch hatte er nicht Ottiliens Jawort, aber eine innere Stimme sagte ihm, daß das schöne Mädchen ihm nicht unerreichbar sei. Sie war ja immer so freundlich gegen ihn gewesen; sie hatte ihn oft mit einem Blicke wohlwollenden Einverständnisses angesehen, als wollte sie sagen: „Ich kenne Dich besser als die Anderen." Und wenn sie einen kleinen Roman gehabt hatte, so war dieser augenscheinlich zu Ende.

— — — — — — — — — — —

Bohnemann hatte Recht gehabt: Ottilie ließ seit einiger Zeit „den Kopf hängen", wie er sagte. Sie hatte keine Lust, auszugehen, keine Freude mehr an hübschen Kleidern, ja nicht einmal am Tanze.

Die Eltern waren darüber etwas ungehalten. Gerade dieses Kind überschütteten sie mit allem Guten, was es gab, und sie hatten wohl ein Recht zu fordern, daß Ottilie zufrieden sei. Dennoch waren die Eltern zu beschränkt, um die tiefere Ursache ihrer Verstimmung zu ahnen. Unter diesen Umständen kam ihnen Möhring's Werbung sehr gelegen. Natürlich, heirathen mußte das Mädchen!

Zunächst erzählten sie von dem wunderbaren Glück, das Möhring gehabt. Bei den Erzählungen der Eltern blieb Ottilie ganz unempfindlich. Das Glück des jungen Mannes ließ sie sehr kalt. Dagegen machte seine stattliche, selbstbewußte Erscheinung, als er am nächsten Sonntage zu Tische erschien, sichtlich Eindruck auf sie.

Freilich, als er die feinen Glacéhandschuhe auszog, kamen noch immer grobe Hände zum Vorschein; aber Ottilie war inzwischen viel ernster geworden und sah nicht mehr nach den ungepflegten Händen. Sein ganzes Auftreten imponirte ihr. Er hatte sein Glück, seine Erfolge nur sich selbst zu verdanken und er hatte ein Recht, stolz darauf zu sein.

Ganz unwillkürlich mußte sie ihn mit Edgar v. Riedberg vergleichen, der sich so viel auf seinen Rang einbildete, einen Rang, der nicht im Mindesten sein Verdienst war, sondern nur ein Vorwand, von Anderen Geld zu verlangen. Möhring war entschieden mannhafter, und dieser Eindruck besiegte ihr schwer enttäuschtes Herz.

Möhring fühlte, daß seine Bahn frei war, und mit jener muthigen Entschiedenheit, die den Sieg bereits in sich trägt, ging er auf sein Ziel los.

Er pflegte jetzt öfter bei Bohnemanns zu speisen, besonders an Sonntagen. Das Ehepaar zog sich dann zu einer kleinen Mittagsruhe zurück, und Ottilie blieb mit dem Gaste allein.

So waren kaum vierzehn Tage vergangen, seit er seine Werbung begonnen, als er eine entscheidende Erklärung wagte. Sie saßen einander gegenüber, und er sprach zunächst von der Wendung in seinem Schicksal. Die Vorstellung, das schöne Mädchen für sich zu gewinnen, erhob ihn über sich selbst. Er sprach besser, feuriger, als je vorher in seinem Leben. Zunächst schilderte er die Freude, die er empfunden hatte, aus der Abhängigkeit befreit zu sein, und nun frei, nach seinem Sinne und aus eigener Kraft schaffen zu können.

Ganz unbewußt hatte er das Richtige getroffen. Ottilie schwärmte nicht mehr für den schönen Müßiggang, seit Edgar ihr jene furchtbare Enttäuschung bereitet hatte. Heute gefiel ihr der thatkräftige Mann. Theilnehmend entgegnete sie, sie habe ihm immer angemerkt, wie unglücklich er sich in seiner abhängigen Stellung fühle, und er seinerseits versicherte, er habe ihre Theilnahme gefühlt, und sie habe ihn beglückt, erhoben, angespornt.

Das war ein verheißungsvoller Anfang, indeß freilich immer nur ein Anfang! Denn klug, verständig und als scharfer Beobachter, der er war, konnte er sich nicht verhehlen, daß das junge Mädchen ihm zwar theilnehmend, aber kühl und ruhig gegenüber saß. In ihrem Wesen war keine Spur von jener leidenschaftlichen Erregung, die in ihm wogte und zitterte. Sie spielte mit ihrem Armbande, aber es war kein Zeichen der Befangenheit, sondern gleichmüthiger Zerstreutheit.

Und wie hübsch sie aussah mit ihren zierlichen Löckchen, welche so reizend die hohe, freie Stirn umgaben! Er verzehrte sie fast mit seinen glühenden Blicken. Wenn ihm auch das noch gelingen sollte, dieses schöne Wesen zu gewinnen, dann — dann stand er auf der Höhe des Lebens, dann war der Makel gelöscht, der ihm angehaftet: jene leere Brieftasche, die er doch niemals vergessen konnte, die zu jeder Stunde des Tages und der Nacht vor seinem inneren Auge stand! Instinktartig fühlte er, daß nur Muth und Kühnheit ihn im Fluge an sein Ziel bringen konnten.

„Wenn Sie so kamen," sagte er, „ich meine in den Maschinensaal, so schön, so strahlend, so königlich — und ich Sie nur von ferne betrachten durfte, während ich an der großen Doppelpresse stand, fühlte ich meine Armuth doppelt schwer; ich erschien mir wie der Hölle verfallen — und Sie, ein Wesen aus höheren Regionen! Sie nur bewundernd anzusehen, war für mich schon Vermessenheit."

Er machte eine bedeutungsvolle Pause. Sie verfärbte sich leicht, denn sie wußte ja, daß er jetzt auf die Gegenwart kommen und sagen würde: „Heute ist das anders." Sie wurde nur ein wenig befangen, aber offenbar hörte sie ihm nicht ungern zu.

„Und heute," fuhr er jetzt in der That feurig fort, „heute danke ich es meinem Geschick, meinem Fleiße und meiner Ausdauer, daß ich so mit Ihnen sprechen darf, wie es in dieser Stunde geschieht. Ich darf Ihnen sagen, Fräulein Ottilie, wie glühend, wie leidenschaftlich ich Sie verehre, vom ersten Augenblicke an, da ich Sie gesehen. Ich weiß nicht, wie Sie mein Geständniß aufnehmen werden; wenigstens aber werde ich Ihnen nicht mehr als ein Wahnsinniger erscheinen."

Sie machte eine leise abwehrende Bewegung. „So wären Sie mir auch damals nicht erschienen, Herr Möhring, ich sah ja immer, daß Sie etwas Besseres waren, als Sie schienen."

„O, Fräulein Ottilie," rief er, „wie glücklich mich der Gedanke macht, daß Sie mich auch nur gesehen haben!" Und einen kühnen Anlauf nehmend, sprang er auf, trat dicht vor sie hin, beugte sich über sie und flüsterte leidenschaftlich: „Fräulein Ottilie, darf ich eine einzige, ganz bescheidene Frage an Sie richten?"

„Ja, Sie dürfen es," flüsterte sie ebenso leise.

„Ist Ihr Herz noch frei?"

Aber gerade mit dieser entscheidenden Frage hatte er Unglück gehabt, denn er beschwor damit in ihrem Herzen die Vergangenheit herauf. Die mädchenhafte Verlegenheit schwand aus ihren Mienen, ein tiefer, schmerzlicher Ernst lagerte sich auf ihr liebliches Gesicht.

„Nein, mein Herz ist nicht frei!" entgegnete sie mit Nachdruck.

Er wich einen Schritt zurück und stöhnte schmerzlich auf. Diese unumwundene Erklärung kam ihm unvermuthet, raubte ihm die Fassung.

Eine lange, düstere Pause trat ein. Keines von ihnen hob den Blick. Sie fühlten, daß sie vor einer schicksalsschweren Wendung standen.

Möhring faßte sich zuerst und sagte: „Ottilie, Sie sehen aber doch nicht aus wie eine glücklich Liebende."

„Das bin ich auch nicht," entgegnete sie schmerzlich. „Im Gegentheil, ich bin sehr, sehr unglücklich."

„So erweisen Sie mir die einzige Gunst," flehte er, „vertrauen Sie sich mir an. Sie werden einen treuen, ergebenen Freund an mir finden."

Das Herz des Mädchens war übervoll. Sie hatte wochenlang ihr Leid in sich verschließen müssen. Ihren Eltern oder Schwestern davon zu sprechen, hatte keinen Sinn, man hätte sie einfach gar nicht verstanden. Aber auch ihrer Freundin hatte sie sich nicht anvertraut. Die jungen Mädchen waren eng befreundet, so lange es sich um keinen Mann, um keinen Courmacher handelte. Ida, weniger hübsch, aber viel koketter als Ottilie, wurde neidisch und schadenfroh, so wie ein Mann in's Spiel kam.

Ottilie aber brannte darauf, sich auszusprechen. Möhring flößte ihr wirklich Vertrauen und Achtung ein. Sie beschloß, sich ihm anzuvertrauen.

Leise, mit stockender Stimme, nach und nach aber immer fester und lebhafter, begann sie zu erzählen, wie der vornehme junge Mann, den sie bei Ida v. Nauen kennen gelernt, sie durch sein ritterliches Wesen bezaubert, wie sie ihm aber anfangs doch nicht recht getraut hatte; wie seine Liebe dann immer ernster und tiefer zu werden schien, und wie er endlich ihr Herz ganz und gar eingenommen habe. Sie berichtete, wie er aus Liebe zu ihr ein Leben der Arbeit beginnen und sich eine bürgerliche Stellung erringen wollte. In bezaubernd innigem Tone schilderte sie, wie glücklich sie gewesen und welche unheilvolle Wendung dann plötzlich durch den Leichtsinn ihres Geliebten eingetreten war. Sie fügte hinzu, daß der Betreffende nun neuerdings nach England gereist sei, um einen Pferdeeinkauf für den vornehmen Besitzer eines Rennstalles zu vermitteln, allein er schrieb unbestimmt, gedrückt, fast hoffnungslos, und immer seltener und seltener. Was sollte sie glauben? Gewiß hatte er den Muth verloren, ein Mädchen aus kleinbürgerlichen Verhältnissen zu heirathen. Vielleicht setzte er seine Hoffnung auf eine standesgemäße Verbindung, vielleicht hatte er irgend eine blendende Aussicht nach dieser Richtung. Sie fühlte,

daß ihr nur übrig bleibe, zu entsagen, und das habe sie auch bereits gethan und auf seinen letzten Brief nicht mehr geantwortet, obgleich er sie, trotz der trübseligen Sachlage, noch immer seiner Liebe versichere. So ständen jetzt die Dinge.

Möhring war tief erregt aufgesprungen. Der aristokratische, verführerische Nebenbuhler, obgleich er in nebelhafter Ferne erschien, empörte sein Blut, seine Sinne. Welch' ein ungleicher, schrecklicher Kampf für ihn, den Arbeiter, mit dem vornehmen, glänzenden jungen Manne!

Aber er wollte den Kampf wagen; und sollte es ihm nicht gelingen, auch diese Schranke zu besiegen?

„Vergessen Sie den Unwürdigen!" rief er. „Vergessen Sie ihn, dem Sie ohnehin entsagt haben. Erhören Sie die Werbung eines Mannes, der niemals schwankte, niemals zweifelte, für den Sie immer das Höchste, das Begehrenswertheste auf Erden waren."

„Ich hatte ja immer Sympathie für Sie, Herr Möhring," stammelte sie, mädchenhaft erröthend; „aber mein Herz ist noch nicht ganz frei, das durfte ich Ihnen nicht verschweigen."

„So werde ich warten, hoffen," rief er leidenschaftlich, „nur Hoffnung geben Sie mir!"

„Das will ich gern," flüsterte sie, „aber lassen Sie mir noch einige Wochen Bedenkzeit, Ruhe."

Er fügte sich knirschend, aber er fügte sich. Im Geheimen ahnte er, wozu sie Bedenkzeit wollte. Noch immer hoffte sie auf irgend eine Wendung, welche den Entfernten, Verlorenen ihr wieder zuführen sollte.

Und wenn sie am Ende nicht vergebens hoffte? —

Einige Wochen vergingen. Er hatte richtig geahnt. Ottilie, deren Herz noch immer an Edgar hing, hoffte wirklich im Stillen noch, aber ihr Hoffen erwies sich als ein trügerisches. Keinerlei Kunde, keinerlei Lebenszeichen mehr kam von dem Entschwundenen.

Und endlich gab sie auf Möhring's erneuerte Werbung hin ihr Jawort.

So stand er denn am Ziele seiner kühnsten Träume und Wünsche. Das einst aus scheuer Entfernung angebetete Mädchen war seine Braut. Mit vieler Feierlichkeit wurde das Verlobungsfest bei Bohnemann begangen.

6.

„Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen und warum Sie gerade zu mir kommen," sagte Möhring barsch und ein Blick scheuen Mißtrauens streifte dabei Fritz Elbe, der in gedrückter Haltung vor ihm stand.

Es war in dem neuen, eleganten Bureau Möhring's, welches im ersten Stockwerke der Maschinenfabrik lag. Elbe war gekommen, um von dem ehemaligen Kollegen einen Rath zu erbitten.

Es handelt sich um den Lotteriegewinn. Der unselbstständige Mensch wußte nicht, was damit beginnen. Er und seine Frau hätten ihn doch so gern behalten, aber sie wagten es nicht. Sie hatten das Gelüste nach dem unrechtmäßigen Gewinn, aber nicht den Muth dazu, ihn sich anzueignen. Was also konnte man thun, um den Verlustträger zu finden, zu entschädigen?

Möhring war heftig aufgefahren. Warum kam man gerade zu ihm mit dieser Frage? Hatte Elbe irgend ein Mißtrauen, einen Verdacht? Der Gedanke daran machte ihn halb verrückt. Aber Elbe war in ganz harmloser Absicht gekommen. Sie wagten das Geld nicht anzurühren. Täglich zählten sie es, betrachteten sie es, ließen es sich durch die Finger gleiten; aber noch keine einzige Mark davon hatten sie ausgegeben.

Neulich wollte Kläre zehn Mark davon nehmen, um die fällige Rate auf Fritzens neuen Ueberzieher zu bezahlen. Die zehn Mark könne man ja immer ersetzen, wenn Fritz seinen Vorschuß abgezahlt hätte. Er stand nämlich immer im Vorschuß. Aber da Kläre eine der Banknoten in der Hand hatte, begann ihr Mann sich heftig zu wehren. Lieber die Uhr versetzen — das Geld gehöre nicht ihnen.

Wem aber gehörte es dann? Da lag es todt und starr, marterte sie, schien sie zu verhöhnen. Niemand hatte etwas davon, weder der Finder, noch der Verlierer. Was sollte daraus werden? Zur Polizei damit gehen? Fritz fürchtete sich, wegen Fundverheimlichung angeklagt zu werden. Auch hatte, wie er sich ja schon überzeugt, sich Niemand wegen des verlorenen Looses gemeldet. Das schöne Geld würde dem Fiskus anheimfallen, der Armenkasse, der Himmel weiß, wem? Und dann war es ja noch immer besser, sie behielten es. Freilich, er hätte den Gewinn gar nicht beheben, sondern nur anzeigen sollen. Aber nun war's doch einmal geschehen. Dagegen war ihre Lage nicht besser, sondern ganz unerträglich geworden. So oft es an ihrer Wohnungsthür klingelte, meinten sie, sie seien verrathen und man komme, sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Möhring war es bei diesem Berichte, als spanne man ihn auf die Folterbank. Elbe hatte, ohne es zu wollen, geholfen, ihn zu verführen. Als Jener das Loos behielt, entschloß sich Möhring, die Brieftasche zu behalten. Und dennoch war der leichtsinnige, oberflächliche Fritz viel ehrlicher; denn er griff das gefundene Geld nicht an, und Möhring's, durch die Erfolge kaum beschwichtigtes Gewissen regte sich bei dieser Erwägung auf's Neue. Wie unehrlich und gewissenlos erschien er sich neben diesem braven, unbedeutenden Menschen. Immer wieder dünkte ihm, als mahne dieser ihn an seine Pflicht. Darum hatte er ihn so barsch gefragt: „Warum kamen Sie denn zu mir?"

„Warum?" stotterte Elbe. „Sie waren ja immer ein kluger, verständiger Mensch und so gütig gegen uns. Nun bitte ich Sie auf das Inständigste: geben Sie mir einen Rath. Wir wissen uns nicht zu helfen, und ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, zu thun, was Sie sagen."

Welche Ironie des Schicksals! Auch er, Möhring, hatte sich einmal in den Kopf gesetzt gehabt, zu thun was Elbe vor ihm thun werde, sich nach Fritz gerichtet.

„Sagte ich Ihnen nicht schon einmal," fuhr er auf, „daß Sie nach meiner Meinung das Geld behalten können?"

„Ja, das thaten Sie allerdings," sagte Fritz kleinlaut; „aber ich dachte, es sei nicht Ihr Ernst gewesen; ich glaube, Sie wollten mich damals nur los werden."

Möhring vermochte sich nicht länger zu beherrschen. Elbe peinigte ihn, ohne es zu wissen und zu wollen, auf's Aeußerste, und Möhring fuhr nun los: „Nun denn, ich will Ihnen sagen, was Sie thun sollen, ganz genau. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie es auch wirklich thun wollen."

Etwas verblüfft und zögernd gab Elbe sein Wort.

„Das Loos war meines!" stieß Möhring rauh hervor; „ich hatte es verloren, obgleich ich Ihnen damals das Gegentheil versicherte. Ich verzichte auf den Gewinn, denn es war ja meine Schuld, daß er mir entging. Behalten Sie das Geld; Sie haben alles Recht darauf, wenn ich es Ihnen sage."

Elbe riß buchstäblich Mund und Nase auf. „Aber ich habe Sie doch damals gefragt, ob es Ihnen gehöre! Sie sagten: nein, Sie hätten Ihr Loos zu Hause."

„Ich hatte mich geirrt," sagte Möhring.

„So mußten Sie doch nachträglich den Irrthum bemerken, das Loos zu Hause vermissen; auch brauchten Sie mir ja nur die Nummer zu sagen; denn diejenige des von mir gefundenen Looses kannte ich ja nicht? Damit war Ihr Eigenthumsrecht festgestellt."

Möhring zuckte die Achseln. Dieser entsetzliche Mensch trieb ihn abermals in die Enge. Er hatte sich übereilt mit seinem Geständnisse.

„Ich hatte meine guten Gründe dafür," sagte er hochmüthig.

Fritz erhob sich jetzt von dem Stuhle, auf dem er bis jetzt so demüthig und bescheiden gesessen. Seine Miene und seine Haltung hatten sich gänzlich verändert.

„Ich glaube Ihnen kein Wort," sagte er in jenem anmaßenden Tone, den sich unselbstständige Naturen leicht aneignen, wenn sie sich auf einmal im Rechte fühlen. „Sie müßten ja damals ganz verrückt gewesen sein! Damals waren Sie ja noch ein armer Teufel. Warum sollte das Loos keinen Werth für Sie haben? Sie wußten so gut wie ich, daß es gezogen werden konnte. Warum haben Sie sich um Ihr Loos nicht gekümmert?"

„Das ist meine Sache!" rief Möhring heftig.

Der Andere gerieth immer mehr in Eifer. „Sie sind ein Prahlhans, ein Schwindler!" schrie er. „Sie wollen jetzt gern den Großmüthigen gegen mich spielen, den Gewinn verschenken, der Ihnen gar nicht gehört. Freilich, Sie brauchen die paar tausend Mark nicht, Ihnen liegt nichts daran, denn Sie sind ja über Nacht ein reicher Mann geworden! Wie aber sind Sie zu diesem Reichthum gekommen? Niemand weiß das; das ist eine faule Sache! Gut, ich behalte das Geld; ich behalte es lieber, als daß ich es Ihnen gebe. Sie wären im Stande, nachträglich zu beweisen, es sei das Ihre. So, nun ist die Sache klar. Vorzuwerfen haben Sie mir nichts, und eine Anklage gegen mich werden Sie auch nicht erheben; denn mit Ihnen ist's nicht geheuer."

(Fortsetzung folgt.)

Rubens' Standbild in Antwerpen.

(Mit Bild auf Seite 353.)

Auf dem Hauptplatze von Antwerpen, dem Groenplaats, südlich von der Kathedrale, erhebt sich das Denkmal des größten niederländischen Malers, Peter Paul Rubens', geboren am 29. Juni 1577 in Siegen und gestorben am 30. Mai 1640 in Antwerpen, wo sich in der St. Jakobskirche sein Grabdenkmal befindet. Das Rubens-Denkmal auf dem Groenplaats, von dem wir auf S. 353 eine Ansicht bringen, ist 1840 an Rubens' zweihundertjährigem Todestage enthüllt worden. Auf einem 6 Meter hohen steinernen Sockel erhebt sich die über 4 Meter hohe Figur des Meisters im Kostüm seiner Zeit. Zu seinen Füßen liegen außer dem Hute und der Palette Rollen und Bücher, welche darauf hinweisen, daß er auch als Staatsmann der Stadt Antwerpen wichtige Dienste geleistet hat.

Zweifelhafte Zechbrüder.

(Mit Bild auf Seite 356.)

Die beiden Gäste, welche auf unserem Bilde S. 356 (nach einem Gemälde von H. Kotschenreiter) hinter dem Wirthshaustische sitzen, haben schon eine ganze Weile gegessen und getrunken und es sich gut schmecken lassen. Da sie aber augenscheinlich „zweifelhafte Zechbrüder" sind, so tritt der Wirth jetzt mit der Tafel, auf der ihre Zeche angekreidet steht, vor sie hin und heischt Bezahlung, ehe er Weiteres verabfolgt. Nun zeigt es sich alsbald, daß er die Beiden, von denen der Eine ein geriebener „Stromer", der Andere ein richtiger „Dorflump" ist, richtig taxirt hat. Der Stromer fördert nur einige Pfennige zu Tage, und sein Kumpan besitzt offenbar gar nichts. Doch der Wirth scheint ein gutmüthiger Mann zu sein, und so wird er vielleicht nicht einmal den an der Wand hängenden „Berliner" des Stromers zur Deckung des Zechrestes zurückhalten, sondern den Beiden einfach die Thür weisen.

Ein gelehrter Verbrecher.

Ein merkwürdiger Kriminalfall.

Mitgetheilt von **O. K.**

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1849 zählte Boston ungefähr 135,000 Einwohner und genoß in der nordamerikanischen Union eines gewissen Rufes auf Grund der Intelligenz seiner Einwohner und der wissenschaftlichen Anstalten, die es besaß. In Cambridge, einer Vorstadt von Boston, befindet sich die erste und vornehmste Hochschule Nordamerika's, die Harvard-Universität. Einzelne Gebäulichkeiten dieses Institutes, wie z. B. dasjenige der medicinischen Fakultät, in welchem sich die Secirsäle, die Laboratorien und die Hörsäle für die medicinischen und die chemischen Studien befinden, und das uns in den folgenden Zeilen noch mehr beschäftigen wird, befindet sich in Boston selbst.

Ende November 1849 verbreitete sich plötzlich in der ganzen Stadt das Gerücht, daß ein bekannter Arzt verschwunden sei, und ein Verbrechen an ihm verübt worden sein müsse.

Doktor Parkman war einer der ältesten Bürger von Boston, ein allgemein beliebter Arzt, der eine außerordentlich große Praxis besessen und sich durch diese ein Vermögen erworben hatte. Er besaß zahreiche Häuser in Boston und Cambridge, die er selbst verwaltete. Die Harvard-Universität, besonders die medicinische Fakultät, deren Gebäude in Boston stand, hatte Parkman viel zu verdanken. Als dieses Gebäude eingerichtet wurde, hatte er eine bedeutende Summe zur Anschaffung von wissenschaftlichen Geräthschaften und zum Ausbau der Hörsäle gegeben. In der Nähe dieses Gebäudes war er auch, wie das Gerücht behauptete, am 23. November Nachmittags um halb zwei Uhr zuletzt gesehen worden.

Als Parkman an jenem Abend nicht nach Hause kam, wurden seine Angehörigen zwar unruhig, indeß glaubten sie immer noch, er habe in einem seiner Häuser drüben in Boston übernachtet, denn er selbst wohnte mit seiner Familie in Cambridge. Als er aber auch am nächsten Tage nicht wiederkehrte, wendete man sich an die Polizei. Oeffentliche Anschläge verkündeten sein Verschwinden und die Umstände, die man darüber erfahren hatte; fünfzigtausend gedruckte Zettel dieser Art wurden in allen Häusern der Stadt und der Umgegend vertheilt, die ganze Polizeimannschaft wurde aufgeboten, der Charlesfluß, an dem Boston liegt, abgefischt, auch im Hafen wurden mit dem Schleppnetz Untersuchungen angestellt — Alles ohne das geringste Ergebniß.

An den Chef der Polizei kamen allerdings in den nächsten Tagen drei Briefe, von denen zwei offenbar mit verstellter Handschrift geschrieben waren und mittheilten, daß Parkman ermordet worden sei. Ein dritter Brief schien von einem gebildeten Manne herzurühren und enthielt Vorschläge, wie man besser nach Parkman und seinen Mördern forschen solle; insbesondere wurde angerathen, die Böden und Keller in den Häusern Parkman's sorgfältig zu untersuchen. Es meldeten sich endlich Zeugen, von denen ein großer Theil übereinstimmend aussagte, Parkman zum letzten Male in Begleitung eines Herrn in der Nähe des medicinischen Instituts am 23. November Nachmittags zwischen ein und halb zwei Uhr gesehen zu haben. Es gab aber auch eine Anzahl von Zeugen, welche Parkman mit aller Bestimmtheit noch an demselben Nachmittag um zwei, drei, vier und auch noch um fünf Uhr auf der Straße erblickt haben wollten.

Der Herr, welcher mit Parkman zusammen um halb zwei Uhr beobachtet worden war, meldete sich sofort; es war der Professor Webster, eine der ersten Zierden der amerikanischen Wissenschaft, Professor der Chemie an der Harvard-Universität, welcher im medicinischen Institut zu Boston sein Laboratorium hatte, während er selbst mit seiner Familie in der Vorstadt Cambridge wohnte. Webster erfreute sich eines tadellosen Rufes, war ein allgemein geachteter Mann und alter Bekannter Parkman's.

In dem Stadttheile, in welchem das medicinische Institut lag, wurden überall Haussuchungen vorgenommen, und auch das medicinische Institut wurde in Gegenwart aller Lehrer und sämmtlicher männlichen Verwandten des ermordeten Parkman scharf durchsucht, aber man überzeugte sich, daß unter den Leichen, die auf den Secirtischen lagen und an denen die jungen Mediciner ihre anatomischen Studien machten, sich diejenige Parkman's nicht befand. Man durchmusterte die Laboratorien, Hörsäle, Keller und Böden, fand aber nirgends Blutspuren oder irgendwelche verdächtigen Zeichen.

Die Aufregung in Boston stieg; jetzt setzte die Familie Parkman's eine Belohnung von tausend Dollars, und bald darauf die Stadtgemeinde eine Belohnung von dreitausend Dollars auf die Auffindung einer Spur des Ermordeten aus. Alles schien vergeblich.

Sieben Tage waren seit dem Verschwinden Parkman's verstrichen, und der Mörder — denn daß es sich um ein Verbrechen handelte, war zweifellos — fing gewiß schon an zu hoffen, unentdeckt zu bleiben. Und doch hatte es das Schicksal gewollt, daß die Schlinge sich schon über dem Thäter, auf den vorläufig nicht eine Spur von Verdacht fiel, zusammenzog.

Der Hausmeister des medicinischen Instituts, Namens Littlefield, hatte unmittelbar nach dem Verschwinden Parkman's einen schweren Verdacht gefaßt, und zwar gegen seinen Vorgesetzten, den Professor John Webster.

Littlefield hatte als Hausmeister die Reinigung der Hörsäle und Laboratorien, die Instandhaltung der Gas- und Wasserleitungen zu besorgen, verkehrte viel mit Webster, der sich tagelang im medicinischen Institut aufhielt, wenn er im Laboratorium arbeitete, und war auch Mitwisser einer Sache geworden, die nur wenigen Leuten in Boston bekannt war, nämlich des Umstandes, daß Webster dem Doktor Parkman viel Geld schuldig war, daß wegen dieses Geldes Zwistigkeiten zwischen den Beiden herrschten, da Parkman den Professor außerordentlich drängte. Ferner wußte Littlefield, daß ein heftiger Streit wegen dieser Schuld im Laboratorium Webster's am Tage vor dem Morde stattgefunden und daß Doktor Parkman zwischen ein und halb zwei Uhr Nachmittags am Mordtage einen Besuch bei Webster im Laboratorium gemacht hatte. Von diesem Augenblick an war, wie durch Zeugenaussagen feststand, Parkman nicht wieder lebend gesehen worden.

Mit Mißtrauen beobachtete Littlefield Webster und entdeckte bei diesem allerdings ein auffälliges Benehmen. Trotzdem die Vorlesungen der Ferien wegen geschlossen waren, arbeitete Professor Webster ununterbrochen in seinem Laboratorium, insbesondere heizte er die Verbrennungsöfen in ganz erstaunlicher Weise, verbrauchte sehr viel Wasser und arbeitete stets bei verschlossenen Thüren. Ja, als Little-

Zweifelhafte Zechbrüder. Nach einem Gemälde von H. Kotschenreiter. (S. 355)

Humoristisches: Wie Dr. Schnapskübel's weltberühmter Magenbitter entdeckt wurde.

















field die Reinigung des Laboratoriums vornehmen wollte, fand er dieses verschlossen, und Webster erklärte ihm am nächsten Tage, er habe aus Irrthum die Schlüssel eingesteckt. Trotzdem ließ er Littlefield nur auf ganz kurze Zeit in das Laboratorium hinein und gab die Schlüssel nicht heraus.

Außerdem fiel dem schlauen und scharfsinnigen Hausmeister das scheue Benehmen Webster's auf. Er beschloß endlich, eine Mauer zu durchbrechen, welche sich im Keller befand und ein Gewölbe abschloß, zu welchem es vom Laboratorium Webster's aus einen Einsteigeschacht gab. In diesem Gewölbe lagen Bleiröhren der Wasserleitung, einige Röhren der Gasleitung, und nur durch ein enges Loch vom Laboratorium her konnte man hineinkriechen oder ein Licht hinablassen, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Die Thür aber, die vom Laboratorium aus zu dem Besichtigungsloche führte, war verschlossen. Webster behauptete, er habe den Schlüssel verloren, Littlefield aber war überzeugt, dort irgend ein Geheimniß finden zu müssen.

Zwei Tage und eine Nacht, oftmals gestört durch die Anwesenheit Webster's, der von diesen heimlichen Arbeiten nichts hören durfte, arbeitete Littlefield an der Durchbrechung der Mauer des Kellers. Als er auf diesem Wege in das Gewölbe gelangt war, fand er dort zu seinem Entsetzen Oberschenkel und Schienbeine eines Menschen, blutige Pantoffeln, blutige Taschentücher mit dem Zeichen des Professors Webster und eine Säge, die ebenfalls aus dem Laboratorium Webster's stammte. Die Leichentheile und blutbefleckten Gegenstände konnten nur vom Laboratorium her in das Gewölbe hineingeworfen sein.

Littlefield benachrichtigte eine Anzahl anderer Professoren, diese holten die Polizei, man erbrach das Laboratorium und hielt eine genaue Durchsuchung desselben ab. In einer Theekiste fand man einen menschlichen Rumpf ohne Arme und Beine und ohne Kopf, verborgen unter Mineralien, neben diesem Rumpfe ein blutiges Messer, das sich stets im Besitz Webster's befunden hatte. Es war kein Zweifel mehr: Webster hatte Doktor Parkman in seinem Laboratorium ermordet, ihn dann in Stücke zertheilt, in den Probiröfen des Laboratoriums die Arme, den Kopf und die Eingeweide verbrannt und wollte wahrscheinlich mit der Verbrennung von Leichentheilen fortfahren, bis der ganze Körper des Todten vollständig zerstört wäre.

Daß die Knochen, die man in den Oefen des Laboratoriums halb verbrannt vorfand, von Doktor Parkman's Schädel stammten, wurde dadurch nachgewiesen, daß man ein falsches Gebiß, ebenfalls halb zerstört, vorfand. Der Zahnarzt Parkman's konnte bezeugen, daß er dieses eigenartige Gebiß nur einmal, und zwar für Doktor Parkman angefertigt habe.

Am Abend hielt vor der Villa des Professors Webster in Cambridge ein Wagen, dem ein Polizist entstieg, welcher Webster aufforderte, doch noch einmal nach dem medicinischen Institut zu kommen, da die Polizei dort abermals eine genaue Haussuchung vornehmen wolle. Webster war sofort zum Mitfahren bereit, der Wagen brachte ihn aber nicht nach dem medicinischen Institut, sondern nach dem Gefängnisse, wo man ihn für verhaftet erklärte. Er brach zusammen und wurde von solchen Nervenzufällen befallen, daß man für sein Leben fürchtete.

Die Stadt Boston gerieth in die fürchterlichste Aufregung. Einer der ersten Lehrer der Universität, eine Leuchte der Wissenschaft, ein hochgeachteter Staatsbürger und Familienvater war wegen eines grauenhaften Mordes verhaftet worden!

Jetzt allerdings kam es heraus, daß Webster in vollständig zerrütteten Geldverhältnissen lebte. Man entdeckte, daß er Parkman große Summen schuldig war und diesem seine gesammte Hauseinrichtung und seine kostbare Mineraliensammlung verpfändet hatte; daß er aber unehrlich genug gewesen war, die Möbel zum zweiten Male einem anderen Gläubiger zu verpfänden und außerdem die Mineraliensammlung hinter dem Rücken Parkman's an einen Bekannten desselben zu verkaufen. Diese Handlungsweise hatte Parkman zu dem Entschlusse gebracht, rücksichtslos gegen Webster vorzugehen. Das Motiv, das Letzteren zu dem Morde getrieben, war also klar.

Man kann es sich wohl vorstellen, welche Aufregung die Gerichtsverhandlung verursachte, die am 19. März 1850 begann. Webster hatte nach dem ersten moralischen und physischen Zusammenbruch seine Fassung bald wieder gewonnen und versuchte, den Verdacht des Mordes an Parkman auf Littlefield zu schieben; er benahm sich äußerlich ruhig und betrat die Anklagebank, wie es schien, sehr zuversichtlich. Der Gerichtshof bestand aus dem Hauptrichter und aus drei Nebenrichtern. Der Erste fragte ihn, ob er schuldig sei, und Webster betheuerte seine Unschuld. Es folgte darauf die Auslosung der Geschworenen.

Nach amerikanischem Gebrauche erklärten Einige von ihnen, nicht als Geschworene funktioniren zu können, da sie sich über die Sache bereits ein Urtheil gebildet hätten. Andere, sie könnten an der Sitzung nicht theilnehmen, da bei dem Falle vielleicht die Todesstrafe ausgesprochen werden müsse, und sie Gegner der Todesstrafe seien. Es dauerte einige Tage, bis endlich die dreizehn Geschworenen zusammengebracht waren, und nun begann der Prozeß, welcher bis zum 1. April dauerte.

An diesem Tage fand die Schlußverhandlung statt. Nachdem der Staatsanwalt, die beiden Vertheidiger Webster's, sowie dieser selbst gesprochen, sich für nichtschuldig erklärt und betheuert hatte, er sei das Opfer einer Verkettung von sonderbaren Zufällen geworden, zogen sich gegen neun Uhr Abends die Geschworenen zurück. Das amerikanische Gesetz bestimmt, daß die Geschworenen ohne Essen und Trinken und ohne Bett eingeschlossen werden und nicht eher das Geschworenenzimmer verlassen dürfen, bis sie sich über ein einstimmiges Urtheil geeinigt haben. Schon um halb elf Uhr Nachts war die Einigung erzielt.

Kurz vor elf Uhr wurde der Angeklagte Webster wieder in den Saal gebracht: bald darauf betraten diesen die Richter und nach diesen die Geschworenen. Sobald der Gerichtshof sich niedergesetzt hatte, stand der Protokollführer auf, wendete sich an den Angeklagten und sagte:

„John Webster, stehen Sie auf und halten Sie Ihre rechte Hand in die Höhe. — Herr Obmann", wendete sich der Protokollführer zu der Geschworenenbank, „sehen Sie auf den Angeklagten; Angeklagter, sehen Sie auf den Obmann. Nun erklären Sie, Herr Obmann, im Namen der Geschworenen dem Angeklagten Auge in Auge gegenüber, wie lautet der Wahrspruch der Geschworenen, schuldig oder nichtschuldig?"

„Schuldig!" antwortete der Obmann.

Vernichtet brach Webster zusammen. Die Sitzung wurde aufgehoben, und am nächsten Morgen von dem ersten Richter dem Schuldiggesprochenen das Urtheil verkündet.

Mit tiefbewegten Worten erinnerte der Richter daran, daß Webster ein hochgebildeter Mensch, eine Leuchte der Wissenschaft, ein Freund sogar des Richters selbst gewesen sei; und doch müsse der öffentlichen Gerechtigkeit Genüge geschehen, müsse derselbe nach den Gesetzen bestraft werden. Er endete seine Rede mit den Worten:

„Und nun, da nichts weiter übrig bleibt, als die ernste Pflicht, das Urtheil zu sprechen, welches das Gesetz dem Verbrechen des Mordes bestimmt, dessen Sie überführt sind, so lautet dieses Urtheil: daß Sie, John Webster, von hinnen genommen und in enger Haft gehalten werden sollen in dem Gefängnisse dieser Grafschaft und von dort genommen zu einer solchen Zeit, welche die Exekutivbehörde dieses Freistaates durch ihren Erlaß bestimmen wird, zum Ort der Hinrichtung, und dort gehangen werden am Halse, bis Sie todt sind."

Erst fünf Monate später erfolgte die Hinrichtung Webster's. Dieser hatte ein Geständniß abgelegt und zugegeben, Parkman ermordet zu haben, weil er dem Drängen des Gläubigers nicht mehr ausweichen konnte. Auch die Briefe an die Behörde hatte Webster nach dem Morde geschrieben, um die Nachforschungen auf eine falsche Spur zu lenken. Dagegen bestritt er auf das Lebhafteste, mit Ueberlegung gehandelt zu haben; er wollte den Mord im Zorne verübt haben und nur des Todtschlags schuldig sein, wegen dessen auf Todesstrafe gegen ihn nicht hätte erkannt werden können. Vergeblich bemühte sich Webster indeß, eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu veranlassen.

Am 29. August 1850 wurde John Webster gehängt, und am Abend desselben Tages die Leiche den Angehörigen zur Beisetzung im Erbbegräbniß der Familie ausgehändigt.

Dieser Fall, welcher zu den seltenen in den Jahrbüchern der Kriminalgeschichte gehört, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie schnell aus einem ehrenwerthen, unbescholtenen, hochgebildeten Manne durch die That einer schwachen Stunde ein Mörder werden kann, und eine wie dünne Wand oft den unbescholtenen Mann von dem Verbrecher scheidet.

Das Eheversprechen.

Ein Skizzenblatt von **Richard March.**

Das Eheversprechen wurde von jeher und bei allen Völkern auf höherer Civilisationsstufe als eine getroffene Verabredung betrachtet, welche unverbrüchlich und deren Nichteinhaltung insbesondere dann von gewissen empfindlichen Strafen bedroht war, wenn bereits Ringe als Symbol der Treue gewechselt waren, also bereits ein feierliches Verlöbniß stattgefunden hatte. Im Mittelalter galt Derjenige als ein ehrloser Wicht, der sein Eheversprechen nicht einlöste. Dasselbe wurde als erworbenes Recht betrachtet, und wie hoch es Jedermann hielt, beweist die Thatsache, daß Jagello, Großherzog von Lithauen, als er 1345 um die mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich verlobte Königin Hedwig von Polen anhalten ließ, besonders betonte, daß er bereit sei, dem Herzoge die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 200,000 Gulden als Ersatz zu zahlen, wenn derselbe seinen Ansprüchen auf Hedwig's Hand entsagen würde. Kaiser Friedrich IV. aus dem Hause Habsburg wieder mußte sich vom Könige Alfons von Neapel manches grobe, ja harte Wort gefallen lassen, als er zögerte, dessen Nichte, die Prinzessin Leonore von Portugal, mit der er sich versprochen hatte, heimzuführen.

Auch Napoleon III. kam wegen eines nicht eingelösten Eheversprechens arg in Bedrängniß. Er hatte nämlich, noch während seiner Präsidentschaft, zu der reichen Miß Howard Beziehungen zärtlicher Natur unterhalten und dieselbe durch die Zusage, sie als seine Gemahlin auf den Thron Frankreichs zu erheben, bewogen, das zur Ausführung des Staatsstreiches von

1851 nothwendige Geld, mehrere Millionen, herzugeben. Als nun Napoleon die Gräfin Eugenie Montijo zum Altare zu führen gedachte, ließ er Miß Howard listigerweise aus Paris entfernen. Sie kehrte indessen bald wieder zurück, willens, den Kaiser durch seine Briefe bloßzustellen. Allein diese Briefe hatten inzwischen die Polizei Napoleon's „in Sicherheit gebracht“, und der arg enttäuschten Dame blieb nun nichts Anderes übrig, als sich mit ihrer inzwischen erfolgten Ernennung zur Gräfin v. Beauregard und dem Geschenke des Schlosses gleichen Namens zu begnügen. Uebrigens hat sie nach und nach 5,440,000 Franken von Napoleon erhalten, womit sie indessen keineswegs zufrieden war.

Natürlich fällt nicht nur das Eheversprechen der Großen dieser Erde, sondern auch das gewöhnlicher Sterblichen schwer in's Gewicht. So verurtheilte der Gerichtshof zu Frankfurt a. M. vor einiger Zeit einen jungen Mann wegen Bruch des Eheversprechens dazu, entweder das betreffende Mädchen binnen zwei Monaten zu heirathen, oder demselben eine Entschädigung von 20,000 Mark zu bezahlen. In England sind bekanntlich Prozesse, in welchen die verlassene Schöne von dem treulosen Geliebten eine Geldentschädigung verlangt, fast alltäglich geworden. Dieselben werden meist im Queens-Bench-Gerichtshofe verhandelt und enden in der Regel mit der Verurtheilung des Verklagten zur Zahlung der angesprochenen Entschädigung. Dieselbe schwankt in Betreff ihrer Höhe gar sehr. So erhielt eine deutsche Erzieherin, welche einen Landsmann belangt hatte, 2000 Pfund Sterling zugesprochen, eine Frau M. aber blos einen Farthing, das sind etwa zwei Pfennige.

Die betreffende Verhandlung nahm einen sehr ergötzlichen Verlauf. Die Frau hatte nämlich ein Schneiderlein, Namens Cohem, in derselbigen Stunde, in welcher sie und ihn das Schicksal zusammenführte, auch schon in ein Gespräch über die Ehe verwickelt und ihn fast mit Gewalt zu einem Stelldichein bewogen, bei dem das Opfer weiblicher Heirathslust sich ein Eheversprechen entschlüpfen ließ, offenbar nur, um nicht dem Zorne der liebenswürdigen Wittwe anheimzufallen. Als er aber „weit vom Schuß“ war, dachte er nicht mehr daran. Der Richter sprach der Frau M. als Schadenersatz, wie schon gesagt, einen Farthing zu, nur damit dem Gesetze Genüge gethan werde — einem Gesetze, welches ein Eheversprechen, in welcher Form es auch gegeben worden sein möge, also unter allen Umständen für verbindlich hält und somit dessen Bruch als zum Schadenersatze verpflichtend anerkennt, vorausgesetzt natürlich, daß die erforderlichen Beweise beigebracht werden.

Dieselben bestehen, wie sich leicht denken läßt, zumeist in Liebesbriefen. Sie illustriren schon in ihren Anreden oder Aufschriften recht lebhaft der Minne Werden und Vergehen. Da heißt es, um nur ein Beispiel aus der Menge herauszugreifen, zuerst: „Geehrtes Fräulein,“ dann vertraulich: „Liebes Fräulein,“ ein dritter Brief beginnt bereits mit: „Angebetete Ellen:“ an der Spitze des vierten steht: „Meine süße Elly;“ im fünften heißt es: „Mein Liebling, mein Abgott;“ im sechsten: „Meine einzig geliebte Elly;“ ebenso im siebenten, achten und neunten. Im zehnten jedoch nur: „Liebe Ellen!“ Da muß wohl etwas geschehen sein, und daß dem so ist, beweist die Aufschrift des elften Briefes: „Mein Fräulein“ zur Genüge.

Ist das nicht die Stufenleiter der Liebe — ein Roman? Ohne Zweifel! Und das Ende? Der von Fräulein Ellen wegen Bruch des Eheversprechens verklagte Lord wurde zur Zahlung einer Entschädigung von 100 Pfund Sterling verurtheilt.

Aber nicht nur Damen, sondern auch Männer werden sitzen gelassen und in ihrem Schmerze klagbar wider die treulosen Schönen. Wenigstens versicherte vor einiger Zeit ein Herr Valentine, ein 55 Jahre alter Junggeselle, dem Richter von Queens-Bench unter Thränen, daß er gar keine Freude am Leben mehr habe, seitdem Miß Powel, die 46jährige Haushälterin seines kürzlich verstorbenen Onkels, erklärte, das ihm gegebene Eheversprechen nicht halten zu wollen. Miß Powel stellte ihr Versprechen nicht in Abrede, glaubte aber, daß sich Mr. Valentine mit einem Schadenersatze von 20 Mark begnügen könne. Der Richter hatte jedoch eine bessere Meinung von dem Werthe ihrer Persönlichkeit, und schätzte sie auf 25 Pfund Sterling (500 Mark), welche die Dame um so leichter bezahlen konnte, als sie von oben erwähntem Onkel nebst verschiedenen Grundstücken auch noch ein Barvermögen von 11,000 Pfund Sterling geerbt hatte. Bei so bewandten Dingen wird Mr. Valentine's namenloser Schmerz wohl begreiflich.

Die Strenge, womit das Gesetz in England und noch mehr in Amerika gegen Wortbrüchige in Ehesachen vorgeht, hat übrigens auch einen Uebelstand, die Spekulation in Eheversprechen, gezeitigt. Abenteuerinnen sind beständig auf der Suche nach passenden, natürlich reichen Opfern, und wehe diesen, wenn sie sich vom äußeren Scheine verblenden und hinreißen lassen, die Zusage der Ehe zu machen. Solch' ein unbedachtes Jawort hat schon wiederholt Hunderttausende gekostet. Uebrigens schildert Charles Dickens in seinen „Pickwickiern“ sehr anschaulich, wie man, ohne jemals ein Eheversprechen gegeben zu haben, wegen dessen Bruches verurtheilt werden kann, und es ist dieser meisterhaften Schilderung insbesondere zu entnehmen, daß es in England seinerzeit eine wohl nicht ausgestorbene Sorte von Advokaten gab, welche sich gegen entsprechenden Antheil am Gewinne einzig und allein mit der Führung solcher Prozesse wegen Bruch des Eheversprechens befaßte, deren Thatbestand im Grunde höchst zweifelhaft war und nur durch Spitzfindigkeiten und Kniffe in's Licht der Wahrheit gerückt werden konnte. Natürlich blieb Amerika nicht zurück, sondern eilte voraus, so daß Spekulantinnen in Ehesachen jenseits des großen Wassers den wirksamsten Rechtsbeistand finden, falls das Opfer zähe genug ist, es auf einen Prozeß und somit auf einen öffentlichen Skandal ankommen zu lassen.

Selbstverständlich gibt es auch Staaten, wo ein Eheversprechen unter allen Umständen eingelöst werden muß. Zu diesen Staaten gehört vor Allem China, indessen ist es dem Manne gestattet, die Braut, welche er in den meisten Fällen erst nach vollzogener gesetzmäßiger Verbindung zu Gesichte bekommt, deren Eltern zurückzuschicken, falls sie ihm nicht gefällt. Doch zieht dies den rechtlichen Verlust der gemachten Hochzeitsgeschenke nach sich. Ein chinesisches Weib ist jedoch nicht in der Lage, ein Eheversprechen zu brechen, aus dem einfachen Grunde, weil sie keines geben darf, sondern den Mann nehmen muß, den ihr die Eltern zuführen.

Die Liebestragödien in Europa und Amerika jedoch werden ihrer Mehrzahl nach nicht durch das elterliche Ehegebot oder Verbot, sondern durch leichtfertig oder gewissenlos gegebene Eheversprechen heraufbeschworen. So gab im Jahre 1839 ein neapolitanischer Lazzarone einer reichen Engländerin, die ihn liebte und durchaus heirathen wollte, endlich das erwünschte Versprechen. Bald aber bereute er es und wollte nichts davon wissen. Die Folge war schrecklich. Die Engländerin stürzte sich nämlich vor den Augen des Wortbrüchigen in den Krater des Vesuv. Unzählige Andere nahmen aus demselben Grunde Gift, erschossen sich oder suchten den Tod in den Wellen. Auch strebten nicht Wenige der durch Wortbruch in der Liebe Gekränkten nach beiderseitigem Verderben. Und das wird immer so sein, denn an dem Eheversprechen hängt meist — wenigstens in der Einbildung der Verliebten — Leben und Glück der ganzen Zukunft, und Treulosigkeit des einen Theils stürzt den anderen in die tiefste Verzweiflung, die sich sicherlich nur bei höchst niedrigen Naturen durch eine blanke Abfindungssumme heilen läßt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Guitarre der Rachel. — Die berühmte Tragödin, geboren den 4. März 1820 in der Schweiz als Tochter eines armen Hausirers, der mit seiner zahlreichen Familie sich nur mühselig durch's Leben schlug, mußte bekanntlich in ihrer harten und rauhen Jugend ihr tägliches Brod kümmerlich genug verdienen. In Lyon, wo die Eltern mit alten Kleidern handelten, sang die älteste Tochter Sarah in den Cafés zur Guitarre, und die kleine Rachel mußte mit dem Teller herumgehen, um die gespendeten Centimes einzusammeln, bis sie in ihrem zehnten Lebensjahre auch selbst als Sängerin auftrat und zwar in den Restaurants und Cafes von Paris, wohin die Familie gezogen war. Und als sie nachher den höchsten Gipfel theatralischen Ruhmes erreicht hatte, die Hohepriesterin der dramatischen Kunst in Frankreich geworden war, als sie Millionen besaß, da schämte sie sich des ehemaligen Elendes nicht, sondern sprach gern und häufig davon, sie kokettirte geradezu damit, daß sie aus so geringen Anfängen sich zu einer solchen Höhe emporgeschwungen. Vielleicht war das vergangene Elend auch mit die Ursache ihrer Habsucht, dieser Geldgier, die ihr häufig genug vorgeworfen wurde, und nicht mit Unrecht. Mit der Theaterverwaltung lag sie wegen der Gageverhältnisse, die sie zu ungeheuerlichen Ansprüchen steigerte, beständig im Streite; auf ihren vielen Kunstreisen wurde das liebe Publikum im In- und Auslande als ergiebiges Weidefeld betrachtet und mit allem Raffinement gehörig „abgegrast.“ Nicht nur, daß die Eintrittspreise, die man zahlen mußte, um ihre Glanzleistungen bewundern zu dürfen, sehr hoch waren, sie machte auch noch brillante Geschäfte durch den Verkauf ihrer Autographen und Porträts, welchen Handel sie durch ihren industriös veranlagten Bruder Raphael betreiben ließ, der allein in Rußland, als seine Schwester dort einige Monate spielte, über hunderttausend Franken für solche Andenken eingenommen haben soll.

Allerlei komische und pikante Geschichten über diese schwache Seite der großen Künstlerin kursirten derzeit; die lustigste ist wohl die von der alten Guitarre.

Eines schönen Tages besuchte die Rachel eine befreundete Kollegin und sah bei derselben eine alte werthlose Guitarre, die anscheinend seit Jahren nicht vom Schmutze und Staube gereinigt worden war. Im spekulativen Gehirn der Tragödin blitzte sofort ein Gedanke auf. „Ich bitte Dich, meine Liebe, schenke mir das alte Ding!“ sagte sie zur Freundin.

„Mit dem größten Vergnügen,“ antwortete diese. „Ich will das unnütze Möbel gerne los sein. Nächstens hätte ich die Guitarre doch in meinen Kamin gesteckt. Aber was willst Du damit?“

„O, ich finde wohl noch eine Verwendung dafür,“ sprach Rachel lächelnd. „Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit. Du bist doch meine liebste, beste Freundin!“

Sie ließ die Guitarre nach ihrer Wohnung bringen, wischte den Staub davon ab, befestigte ein prächtiges rosaseidenes Band daran und hing das Instrument an einer in die Augen fallenden Stelle in ihrem Boudoir auf. Bald kam Derjenige, auf den sie ihre Spekulation berechnet hatte, nämlich Graf Walewski, welcher bekanntlich später Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Er schwärmte für die Künstlerin, er vergötterte sie und wünschte von ihr ein Andenken zu empfangen, merkwürdiger als ein Autograph oder Porträt mit eigenhändiger Unterschrift, denn dergleichen besaßen ja schon sehr viele Kunstenthusiasten dank der unermüdlichen Industrie des Bruders Raphael.

Mit Staunen sah der vornehme Besucher das unscheinbare Instrument dahängen und fragte: „Wa-

rum haben Sie dies närrische alte Ding da so auffallend angebracht zwischen Ihren kostbaren Gemälden und Skulpturen."

Rachel, indem sie eine künstliche Theaterthräne weinte, erwiederte mit sentimentalem Pathos: „O, Herr Graf, das ist die Guitarre, womit ich einst als kleines Mädchen in den Straßen von Paris umherirrte und froh war, wenn ich in den Cafés einige Centimes verdienen konnte!"

„Ah, wie unsagbar rührend!" rief Walewski. „Aber dann ist diese alte Guitarre ja ein Andenken der seltensten Art, ein kostbarer Schatz! Der Besitz desselben würde mich zum glücklichsten Sterblichen machen! — Ich weiß, Sie bewundern den kostbaren Rubinenschmuck bei dem Juwelier Herault, haben denselben aber nicht gekauft, weil er Ihnen für fünfzigtausend Franken zu theuer war. Nun wohl, schenken Sie mir die Guitarre und noch heute sende ich Ihnen den Schmuck!"

Rachel seufzte schwermüthig und konnte es anscheinend zuerst gar nicht über's Herz bringen, sich von der geliebten Guitarre zu trennen, zuletzt aber gab sie doch nach, überlieferte dem Grafen den alten Kasten und empfing dafür noch an demselben Tage den begehrten Rubinenschmuck.

Walewski, hocherfreut über seine Errungenschaft, zeigte mit Sammlerstolz den Schatz allen seinen Freunden. Nach einiger Zeit erfuhr auch die großmüthige Kollegin Rachel's Näheres über den sonderbaren Guitarrenhandel, sie ahnte sogleich etwas und wußte es so einzurichten, daß sie die berühmte Guitarre zu Gesicht bekam. Sie erkannte sofort ihr altes werthloses Instrument, welches sie hatte in den Kamin stecken wollen, und dachte im Stillen: „Ha, diese schlaue Rachel! Wie bewunderungswürdig hat sie es angestellt, um für dies alte Ding einen Schmuck zum Werth von fünfzigtausend Franken zu ergattern! Sie besitzt wirklich viel Talent, nicht nur für die Kunst, auch für den Handel mit alten Sachen. Aber ich will doch auch einen Antheil am Geschäft haben!"

Sie begab sich alsbald zur Tragödin und sagte: „Liebste Rachel, Du hast ein brillantes Geschäft gemacht mit meiner alten Guitarre. Von dem Profit kannst Du mir wohl zehntausend Franken abgeben, das scheint mir kein unbilliges Verlangen zu sein. Willst Du?"

„Fällt mir gar nicht ein!" schrie die Rachel. „Meine Idee ist es, welche der alten Guitarre den imaginären Werth verliehen hat. Daran hast Du keinen Theil!"

„Du willst also nicht?"

„Nein, meine Theuerste!"

„Nun, dann verrathe ich die ganze Geschichte!"

„Das magst Du thun, Liebste! Ich hindere Dich durchaus nicht. Den Schmuck habe ich ja in der Tasche!"

Zornentbrannt lief die Freundin nach Hause und schrieb einen langen Brief an den Grafen Walewski, in welchem sie ihm das Guitarrengeheimniß enthüllte. Walewski ärgerte sich zuerst ein wenig, dann aber lachte er und beschloß, die Guitarre sorgsam aufzubewahren, nicht mehr als rührendes Andenken an Rachel's arme Jugendzeit, sondern vielmehr als Andenken an das „geschäftliche Genie" der großen Künstlerin. [F. L.]

Das Schicksal eines Königs. — Nach der zwischen dem Scheik von Marokko und den Portugiesen am 4. August 1578 bei Alcassar stattgefundenen Schlacht war der portugiesische König Sebastian völlig verschwunden. Daß er nicht gefallen war, wußte man, doch konnte er gefangen sein, jedenfalls glaubten in Portugal Viele fest an die Rückkehr des Königs, der sie dann vom Joche der Spanier, welche die Gelegenheit benutzt und sich Portugals bemächtigt hatten, befreien würde. Im Jahre 1598, also zwanzig Jahre nach jener Schlacht, erschien denn auch in Venedig ein Mann, der von mehreren Portugiesen als der vermißte König Sebastian erkannt wurde. Sie folgten ihm nach Padua. Hier wurde ihm der Befehl des venetianischen Senats überbracht, innerhalb acht Tagen das Gebiet Venedigs zu verlassen. Er war krank, aber kaum gesundet, ging er, ohne sich an jene Weisung zu kehren, nach Venedig zurück, um sich zu rechtfertigen. Hier setzte der spanische Gesandte, der wohl wußte, daß sein König das einmal eingenommene Portugal nicht gern wieder herausgeben würde, beim Senate seine Gefangennahme am 30. November durch. Man verhörte ihn, er gab jedoch gute, überlegte Antworten und blieb vor Allem bei seiner Behauptung stehen, daß er der verschwundene Sebastian und König von Portugal wäre. Gefragt, wo er sich bis jetzt aufgehalten habe, sagte er, aus Scham über die verlorene Schlacht habe er sich zuerst unter den Gefallenen verborgen, sei dann in der Berberei umhergeschweift und zuletzt Einsiedler in Sicilien gewesen. Die Venetianer, die es weder mit den Portugiesen noch mit den Spaniern verderben wollten, ließen durch einen Rechtsgelehrten in Lissabon den Sachverhalt melden und baten, ihnen Leute zu schicken, die den König gekannt hätten. Es kamen wirklich sechs vornehme Portugiesen und diese fanden ihn zwar, wie natürlich, gealtert und abgemagert, erkannten ihn aber an Stirn, Augen, Nase und der allen Habsburgern eigenen dicken Unterlippe wieder. Sie sahen die Wunde auf der rechten Augenbraue, griffen mit den Fingern die Narbe, die er auf dem Kopfe hatte, er zeigte ihnen, daß, wie beim echten Sebastian, seine rechte Hand länger wäre wie die linke, er wies ihnen die Zahnlücke im rechten unteren Kinnbacken, wo ihm der Barbier einen Zahn herausgerissen, während das übrige Gebiß vollständig war, kurz, alle Merkmale, die der echte Sebastian besessen hatte, fanden sich auch bei ihm. — Seiner eigenen Sicherheit wegen brachte man ihn wieder nach Padua und von da nach Florenz. Daselbst ließ ihn aber der Großherzog gefangen nehmen. Diesen bat Philipp II. von Spanien, den „falschen Sebastian", wie er ihn nannte, ihm auszuliefern. Nach einigen Weigerungen geschah dies auch, der Vicekönig von Neapel nahm ihn in Empfang und ließ ihn im Kastell dell'Ovo gefangen setzen. Hier blieb er drei Tage lang, dann wurde er wiederum verhört, blieb aber trotzdem bei seinen Aussagen. Der Vicekönig selbst, ein Graf v. Lermos, frug ihn aus und war erstaunt über seine genaue Kenntniß von verschiedenen politischen Angelegenheiten; er sandte ihn darauf zu Schiff nach Spanien, doch kam er dort niemals an und blieb von Stund' an verschollen. [D.]



Flechten von Panamahüten.

Das Flechten von Panamahüten.

(Mit Abbildung.)

Das Material für die Panamahüte liefern die Blattrippen einer südamerikanischen Staude, welche von den Einheimischen Bombonaxa, von den Botanikern Ludovica palmata genannt wird, und auf unserer Abbildung im Vordergrunde sichtbar ist. Man befreit die jungen Blätter von ihren Fleischtheilen, kocht die faserigen Rippen eine Zeitlang und setzt sie hierauf noch einem Bleich- und Röstprozeß durch die Sonnenstrahlen aus, aus dem sie völlig weiß und biegsam hervorgehen. Die Arbeit des Flechtens darf nur bei bedecktem Himmel oder an Regentagen vorgenommen werden, weil im Sonnenschein die Rippen leicht brüchig werden. Die Indianer, welche die inneren Kordilleren der Bezirke bewohnen, wo die Staaten Peru, Ecuador und Neugranada sich berühren, besitzen die größte Fertigkeit darin, das Geflecht im höchsten Feinheitsgrade herzustellen. Die fertigen Hüte verpackt man in der Mitte zusammengebrochen in Kisten, so daß ein über den ganzen Kopf laufender erhöhter Wulst entsteht, der dauernd bleibt, weil die Waare in feuchtem Zustande zusammengepreßt wird. Echte Panamahüte sind außerordentlich theuer, aber auch unverwüstlich. Was in den europäischen Läden als „Panamahut" verkauft wird, ist meist nachgemachtes, minderwerthiges Fabrikat.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 44:
Es ist nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

Buchstaben-Versetzungs-Räthsel.

1) Drakon, 2) Braun, 3) Kamerun, 4) Schrot, 5) Streit, 6) Erbin, 7) Geier, 8) Rain, 9) Diener, 10) Gesang, 11) Pirat, 12) Hering, 13) Launen, 14) Niere, 15) Protest, 16) Garten.

Aus jedem der obigen Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Diese neue Wörter sind: 1) ein männlicher Vorname, 2) Name verschiedener Päpste, 3) ein Theil der Provinz Brandenburg, 4) ein Vogel, 5) eine Hafenstadt, 6) eine Frucht, 7) ein turnerischer Ausdruck, 8) ein Land in Asien, 9) etwas, was beim Glücke nicht ausbleibt, 10) ein großer Fluß, 11) ein Säugethier der Tropen, 12) ein Körpertheil, 13) eine Waffengattung, 14) ein weiblicher Vorname, 15) ein Fisch, 16) eine Stadt in Afrika.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben ein Sprichwort. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösungen von Nr. 44:

des Vorsilben-Räthsels: Die Silbe „zu" (Zu-frieden — Zu-flucht — Zu-fall — Zu-buße — Zu-schuß — Zu-sage); des Homonyms: Lager.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.